

Leben

Alexandra Riegler

New Orleans nach Hause holen



Es begann als tropisches Tief Nummer zwölf und lieferte Tage später Bilder in die klimatisierten Wohnzimmer, die die Nation frösteln ließen: Bewohner, zu Flüchtlingskolonnen auf Busparkplätzen und im Sportstadion aufgereiht, auf alles und nichts wartend, nachdem der Hurrikan die Stadt mit Schlamm und Wasser überschwemmt hatte. Im Süden war man plötzlich zum Entwicklungsland geworden. Dabei funktioniert in den USA doch alles anders, immerhin werden Wüsten florierende Städte abgetrotzt, wieso also nicht auch dem Sturm beikommen?

Doch The Big Easy ist kein Teil des Ganzen, sondern ein Urlaubsort, an dem man die Alte Welt beschnuppert, die Würfel rollen lässt oder durchs französische Viertel spaziert. Wohin also mit Heckenschützen, die auf Rettungshubschrauber zielen, oder Obdachlosen, die Elektroläden plündern, anstatt im TV Kulisse für das neu gefundene Mitleid zu sein?

Das Problem von New Orleans sind weder seine maroden Deiche noch seine scheinbar hoffnungslose geografische Lage, sondern, dass die USA es seit jeher verabsäumt haben, diese Stadt zum Teil des Landes zu machen. New Orleans nach Hause zu holen, bedeutet, Graustufen endlich einen Platz einzuräumen. Vielleicht würde dann deutlicher, dass sich Gut und Böse nicht an der Kreditvergangenheit einer Person erkennen lassen und der Bruch mit dem Sicherheit vorgaukelnden, absoluten Anspruch von Recht und Schönheit längst fällig ist.

Der Umgang mit der Kritik an der Regierung und gescheiterten Rettern anlässlich des einjährigen Gedenkens der „Katrina“-Zerstörung wird Zeichen für die Bereitschaft sein, sich den Problemen zu stellen. Wenn New Orleans kein soziales Problem mehr ist, stellt sich wohl ebenfalls beim Kampf gegen das Wetter eine Lösung ein. Las Vegas haben sie ja auch hinbekommen.

Jakob Steuerer

Panta rhei – Let it flow



Auch Platon muss den berühmten Gedankengang des Heraklit, den wir als Schüler zwar alle brav gelernt, jedoch kaum verstanden haben, nicht wirklich kapiert haben, wenn er ihn mit den Worten zusammenfasste: Alles fließt, und nichts bleibt, es gibt kein eigentliches Sein, sondern nur ein ewiges Werden und Wandeln. Die treffende Übersetzung der Idee des Heraklit hingegen klingt etwas anders: In dieselben Flüsse steigen wir hinab und nicht hinab, wir sind es und sind es nicht, denn in denselben Strom vermag man nicht zweimal zu steigen.

Anders ausgedrückt: In jedem Moment gibt es ein Sein. In jedem Moment gibt es ein Werden. Und beide stehen in einem produktiven Widerspruch. Allerdings: Wie man mit dieser raffinierten Dialektik wohl probat umgehen sollte, dazu hat uns Heraklit keine näheren Anweisungen hinterlassen. Und zumindest im westlichen Kulturkreis verstrichen mehr als zwei Jahrtausende, bevor sich just ein ungarisch-stämmiger Amerikaner der offenen Frage annahm: Mihaly Csikszentmihalyi.

Der Mann mit dem unaussprechlichen Namen, der dennoch eine glänzende Karriere als Psychologe machte, gilt als wissenschaftlicher Entdecker der so genannten Flow-Erfahrung: Wenn man ein deutliches Ziel anstrebt, sich dabei vollkommen in die dazu nötige Aktivität vertieft, seine Aufmerksamkeit zu hundert Prozent auf das bewegte Geschehen richtet und in der Situation ständig lernt, sich an der damit verbundenen Erfahrung zu erfreuen, dann erlebt man den widersprüchlichen Zustand, den Heraklit meinte, sogar als ein großes Glücksgefühl.

Mehr noch: Laut Csikszentmihalyi kann sogar jedwede berufliche Arbeit als harmonischer Fluss des Geschehens erlebt werden. Zumindest dann, wenn man sich mit vollkommener Aufmerksamkeit darauf einlässt. Ein echt faszinierender Gedanke.



Keine Chance für Einzelkämpfer: Hürden wie dieser Fluss im indischen Himalaya lassen sich nur durch kooperatives Verhalten und soziale Intelligenz meistern. Foto: Clemens Rosenkranz

Dünne Luft als Test für soziale Intelligenz

Trekking im Himalaya legt Persönlichkeitsdefizite gnadenlos offen.

Clemens Rosenkranz

Da können Firmen noch so viele tausende Euro dafür ausgeben, um Teams durch Aussetzen einer externen gemeinsamen Belastung zusammenzuschweißen, vom Skiwochenende über Rafting bis hin zum Überlebens-training: Wer nicht teamfähig ist, sprich: nicht mit den anderen temporären „Leidensgenossen“ kooperieren kann, der wird es auch nach dem gemeinsamen Erlebnis nicht können.

Entgegen der Absicht der Planer von Belastungsveranstaltungen können diese bei manchen auch das Schlechteste zum Vorschein bringen. Nicht jeder ist der psychischen Belastung, die eine physische Belastung mit sich bringt, gewachsen. Die Folgen des Handelns/Nichthandelns dieser oft unfreiwilligen Team-Spalter hinterlassen bei der ganzen Gruppe ihre Spuren. Je extremer die Aufgabe,

umso wichtiger wird es, einen Moderator/Konfliktorganisator dabei zu haben. Denn immer wieder brechen latente Spannungen auf und können die gesamte Atmosphäre vergiften. So kann eine mehrtägiges Gemeinschaftstrekking ohne Notfallsystem für potenzielle Konflikte nicht funktionieren. In heiklen Situationen erkennt man echte Freunde, zugleich trennt sich sehr schnell die Spreu vom Weizen, musste der berggewohnte Autor diese Artikels im indischen Himalaya erfahren.

Auf dem Ego-Trip

Anstatt gemeinsame Ziele zu definieren, um diese dann gemeinsam zu erreichen, stand für einige in der Gruppe das Erreichen ihres Ego-Zieles im Vordergrund. Je dünner die Luft, umso wichtiger wird es, dicke Freunde zu haben beziehungsweise zu gewinnen. Aber diesen Teil des Unterrichtsfachs

soziale Intelligenz hat offenbar nicht jeder belegt. Drei in der Gruppe haben sich trotz guter Ausrüstung als Halbschuhtouristen erwiesen. Denn das Verweigern kooperativen Verhaltens ist nicht viel besser, als in T-Shirt und Flipflops in den Bergen unterwegs zu sein. Beruhigend an dieser sozialen Unfähigkeit: Die anderen Gruppen, die mit uns unterwegs waren, haben sehr wohl teamverantwortlich agieren können.

Und wer als kräftiger jüngerer Mann anlässlich des Fast-Absaufens einer Frau aus einer anderen Gruppe keine Notwendigkeit sieht, zu helfen, um sich stattdessen an der Dramatik der Flussquerung zu ergötzen, hat sich von selbst disqualifiziert. Da kann man nur hoffen, dass australische Unternehmen bei ihrer Mitarbeitersuche auch deren soziale Intelligenz abtesten. Gute Nachricht: Nicht in jedem Fall kostet das tausende Euro.

Consultant's Corner

Happy Losers

This month, *Harvard Business Review* devotes an entire issue to the critical importance of Sales. Recommending a customer-centered performance management system, granting freedom to make decisions and lastly but most significantly, making the selling „game“ more complex, HBR applauds the sales manager or key account. According to noted Anthropologist/Psychologist G. Clotaire Rapaille, those choosing a sales profession are „happy losers“, having a resilience unlike others. They know with certainty that they will be rejected before they succeed. They enjoy the chase, the „game“ of „selling“ and need new challenges – bigger projects, more authority. Since 2001,



they have been the unheralded heroes, the income generators who have evolved from product to a „solution“ and consultative selling approaches but also faced an uphill battle. Without advertising creating the company aura and branding necessary to break into a new market, sales people have had to effectively act as an entrepreneur. It is no surprise then, that entrepreneurial thinking is a requirement in sales and business development profiles. Perhaps

more telling, a „hands-on“ sales and business development orientation is now part of many managing director's profiles, stating the obvious, that whatever you call it, sales leads.

Lydia J. Goutas, Lehner Executive Partners